

(Nachdruck verboten.)

12]

## Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Auylenstjerna.

„Tante Selma und Tante Malvina sind draußen,“ sagte Dora mit einem kleinen Anflug ehrfurchtsvoller Ergebenheit im Tone.

„Nein, was höre ich, Selma! Ich wußte gar nicht, daß Du in Stockholm seiest,“ trat Frau Luise voll freudiger Ueber- raschung zu den beiden vornehmen Gästen, die selbst- verständlich im Sofa Platz genommen hatten, in das Wohnzimmer. „Guten Tag, liebste, beste Malvina, wie freue ich mich, Dich zu sehen.“

Dora stand schweigend am Fenster und sah, daß die Augen ihrer Mutter, wie stets beim Anblick einer der „Ihren“ strahlten, als fühlte sie sich in eine glückliche Vergangenheit zurückversetzt. Wie die Sonne über eine Herbstlandschaft, so zog es über das Kleine, welke Gesicht, und die kummervolle Alltagsmiene verschwand gänzlich daraus. „Tante Selma“ — Fräulein von Garder erwies ihnen zwei- oder dreimal im Jahre die Ehre eines Besuches, und dann meistens in Begleitung Tante Malvinas — der Oberstin.

Als sie über die üblichen Redensarten von Wetter, Gesundheit und dergleichen mehr hinweg waren, begann Tante Selma in ihrer würdevollen, gemessenen Weise:

„Wir haben einen kleinen Auftrag, liebe Luise. Ich weiß nicht, ob Du Dich noch Marika Silberwärts erinnerst, sie hat später einen Baron Ufföld geheiratet und ist jetzt Witwe.“

„Marika, gewiß, erinnere ich mich ihrer.“

„Wirklich, erinnerst Du Dich noch?“ sagte die Oberstin, so verwundert über Frau Luises gutes Gedächtnis, als ob dies bis in die Seidenzeit zurückgehen müßte, um die gute Marika zu erreichen.

„Ja, alles aus meiner fröhlichen Jugendzeit sieht so lebhaft vor mir!“ sagte Frau Luise. „Es ist ein großer Unterschied zwischen einst und jetzt, das muß ich sagen. Kein Mensch ahnt, welch ein Leben ich jetzt habe.“

Dora erröte vor Scham darüber, daß die Mutter ihre Armut so zur Schau trug. Warum mußte sie diese immer wie einen Klingenbeutel jedem entgegenstrecken, um ein Almosen des Mitleids zu erhalten?

Fräulein Selma fand ebenso wenig Wohlgefallen an den Klagen ihrer Schwester über ihre pekuniären Verhältnisse. Mit einer gewissen, abweisenden Schärfe sagte sie:

„Liebe Luise, versuche doch, das ständige Klagen und Stöhnen zu lassen! Mich dünnt, Ihr müßtet Euch jetzt recht gut stehen. Magnus, denke ich mir, hat auch wohl mit dem Reisegeld geholfen?“

„Ja, das Allernotwendigste hat er Sven gegeben.“

„Nun, liebe Dora,“ fragte Tante Selma diktatorisch, „was treibst Du denn zur Zeit, hilfst wohl Marie Luise?“

„Ja, das thue ich.“

Dora blieb beharrlich am Fenster stehen, immer darüber nachsinnend, was für ein „kleiner Auftrag“ es wohl sein mochte, der die beiden hierhergeführt hatte. Konnte da womöglich Aussicht auf irgend ein Vermögen sein? Ihr Herz schlug sehnsuchtsvoll bei dem Gedanken, unter Jugend hinaus- zukommen und vielleicht — vielleicht mit ihnen vergnügt zu sein.

„Wie schade, daß weder Gustav noch Marie Luise zu Hause sind,“ sagte Frau Lejer bedauernd. „Sie würden sich so gefreut haben, Euch zu sehen. Aber Ihr habt es vielleicht nicht so eilig,“ sagte sie fast bittend hinzu. „Darf ich Euch nicht eine Tasse Kaffee anbieten? Er soll so schnell wie möglich fertig sein.“

Die Inkonsequenz, zu Hagen, wie schlecht es ihnen ging, und schon in demselben Augenblick durchaus etwas anbieten wollen, hatte die kleine Frau Luise sich nie recht klar gemacht; ihre Gastfreiheit war eine nie versiegende Quelle, sie konnte deren Strom nicht hemmen. So lange man noch auf Kredit nehmen konnte, so lange mußte auch der Besuch traktiert werden, das war ihr Ehrenfache.

Die Oberstin schauderte indessen bei dem Gedanken an den Eichorienkaffee, den sie womöglich zu trinken bekäme, und antwortete für beide, ihre Cousine und sich:

„Nein, danke, beste Luise, die Mühe sollst Du Dir nicht machen; laß uns lieber ein wenig miteinander plaudern, wir haben ohnehin nicht allzulange Zeit. Man hat immer so viel zu thun. Meinst Du nicht, Selma, daß wir jetzt Luise von Marikas Vorschlag sagen müssen?“

„Ja, freilich, willst Du, meine liebe Malvina —?“

Fräulein Selma zog sich bescheiden zurück, um das Feld der guten Malvina zu lassen, die ihre würdevollste, eigens für „wohlthätige Zwecke“ eingelernte Miene aufsetzte und begann:

„Also, als ich neulich Marika auf einem Diner bei Oberst- lieutenant Crones traf — ja, die kennst Du wohl nicht, liebe Luise — charmante Menschen! — fragte sie mich, ob ich nicht ein junges Mädchen kenne, der es nötig wäre, ein wenig herauszukommen. Marika beabsichtigt in ein Bad zu gehen und möchte gern eine junge Dame zur Gesellschaft und Hilfe haben; sie ist ja so allein jetzt, seit ihre Tochter in Italien ist.“

„Aber hat sie nicht Geschwütertöchter?“ wogte Frau Luise bescheiden einzuwenden und suchte behende die Zweige eines neuen Stammbaumes in ihren etwas welk gewordenen Verwandtschaftserinnerungen hervor. „Ihre Schwester heiratete doch einen —“

„Gadde, ja, das stimmt,“ unterbrach sie die Oberstin. „Diese haben aber nur zwei Töchter. Aine und Ebba, und von ihnen will natürlich keine eingesperrt bei einer alten, tränklichen Tante sitzen, außerdem sind sie auch auf Reisen.“

„Ja, denke Dir, daß Marika so elend ist,“ fiel Fräulein Selma dazwischen.

„Sie hat aber doch alles, was sie braucht, das ist eine schöne Sache. Wer nicht weiß, was arm sein heißt, hat sich noch nicht viel versucht,“ kam Frau Luise wieder auf ihr altes Kapitel.

Dora stand voll Ungeduld am Fenster und war auf das Resultat gespannt. Natürlicherweise betraf es sie. Diese Marika wollte etwas für ein armes Mädchen thun, so würde der Schluß lauten. Dora hatte dergleichen früher gehört. Sie sollte sich dankbar verneigen und den Platz einnehmen, den Ebba n a t ü r l i c h nicht haben wollte, weil sie reich war. Sie setzte sich und senkte ihr heißes Gesicht über die Handarbeit, welche sie erst unberührt auf dem Tische hatte liegen lassen. Jetzt schien es ihr fast, als gehörte es zur Situation.

Die Ueberlegungen auf dem Sofa wurden fortgesetzt, und Frau Luise rief jetzt:

„Komm her, Dora!“

Dora erhob sich; es kam etwas feindlich Steifes und Gerades in diese schlauke Mädchengestalt. Intensiv drängte sich ihr die Erinnerung auf, wie oft sie Parade gestanden hatte, um für ein abgelegtes Kleidungsstück, ein unbedeutendes Geldgeschenk oder dergleichen zu danken.

„Ja, liebe Dora, es handelt sich darum, falls Du Lust hast, im Sommer auf das Land zu kommen, das möchtest Du aber wohl gar nicht,“ versuchte die Oberstin zu scherzen und setzte sich fester ins Sofa.

„Ja, das mündet wohl nicht, feine, gute Speisen zu bekommen und neue Orte kennen zu lernen,“ ging Tante Selma auf den Scherz ein, indem sie es sich auf der ganzen Sofabreite bequem machte.

„Liebe Dora, Du bist wohl ganz bestürzt über so viel Gutes und Schönes,“ gefellte sich der Mutter dünne, müde Stimme als Refrain zu den Worten der beiden andren. „Ich weiß nicht, wie wir Tante Malvina und Tante Selma, die so freundlich gewesen sind, an Dich zu denken, genug dafür danken sollen. Du wirst in einen Badeort kommen, Kind, und dort den ganzen Sommer bei der Baronin Ufföld, der Tante Deiner lieben, kleinen Schulfährtin Ebba Gadde bleiben. Nun, es wundert mich gar nicht, daß Du so verdutzt dreinschaust, etwas so Großartiges hattest Du Dir wohl nicht träumen lassen?“

„Nein,“ antwortete Dora wahrheitsgemäß, worauf sie sich zu einem stereotypen: „Ja, danke Euch“ verneigte.

„Du siehst so mürrisch aus, Dora, das taugt nicht; junge Mädchen müssen freundlich und vergnügt aussehen, wenn sich jemand um sie kümmern soll,“ ermahnte Tante Selma. „Wenn

Du so abstoßend bist, wird die Baronin Uffköld Dich wohl nicht haben wollen. Du solltest indes heute mittag zu ihr gehen und ihr Grütze bestellen von Tante Malvina und mir."

"Ja, danke."

"Jetzt, glaube ich, haben wir nicht länger Zeit, zu verweilen," sagte die Oberstin und stand mit einer gewissen Energie auf, wodurch die Seide ihres Unterrockes vornehm raschelte. "Adieu, liebste Luise, es sollte mich freuen, wenn etwas aus unserm Vorschlag würde. Willst Du später einmal bei mir vorbeisehen, so werde ich gewiß noch einiges Zeug haben, das Dir nützlich sein kann. Es ist natürlich noch vollständig gut, so daß wir es verkaufen könnten; aber kann es auf andre Weise Nutzen bringen, so ist es natürlich Pflicht, daran zu denken. Adieu, Dora, Glück zu, liebes Kind!"

Tante Selmas Abschiedsbegrüßung war fast eine Kopie von der Oberstin Worten und Mienen; sie hatte niemals Originalwert besessen, Tante Selma, und das war vielleicht das Beste an ihr.

Als Dora von dem Besuch bei der Baronin Uffköld zurückkehrte, war sie in ganz anderer Stimmung als am Vormittag. "Die Baronin war so lieb und gut gewesen, nicht eine Spur hochmütig wie alle die andren hohen Tiere," erzählte sie, "etwas langweilig freilich, aber das möchte sich ja geben." Dora erblickte jetzt alles im rosigsten Lichte. Am fünfzehnten Juni wollten sie reisen und plötzlich bedauerte sie, daß es noch sechs Wochen bis dahin waren.

"O, hinauskommen und sich die Welt ansehen," jubelte sie. "Marie Luise, kannst Du Dir etwas Herrlicheres denken? Nicht mehr hier eingesperrt sitzen und tagaus, tagein nähen, sondern statt dessen unter vornehmen Leuten sein, die nicht jeden Pfennig umzudrehen brauchen. Mir scheint, das ist der Höhepunkt des Glücks," setzte sie enthusiastisch hinzu.

"Das finde ich nicht," sagte Marie Luise ruhig.

"Findest Du nicht?"

Dora sprang von der Sofalehne, auf der sie gesessen hatte, herunter, legte sich mit dem Oberkörper über den Tisch gestreckt und stützte das Kinn in die Hände, indem sie zu dem hellen, blauen Aprilhimmel aufschaute. Sie konnte nur ein Stückchen deselben sehen, die hohen Häuser standen im Wege.

"Ich möchte nur wissen, was besser wäre als Freiheit und Reichthum," sagte sie gedankenvoll. "Ganz thun können, was man will, Macht und Ansehen haben, das nenne ich Leben!"

"Du bist noch so kindlich, in ein paar Jahren wirst Du anders sprechen. Ich bin sicher, daß Du dann andre Wünsche haben wirst."

"Ach, nun kommst Du natürlich wieder mit Deiner alten Liebe," sagte Dora und gab sich einen Schwung, so daß sie ganz und gar auf den Tisch kam. "Glaubst Du, daß ich jemals so dasitzen und mich stundenlang küssen und Liebkosen lassen möchte," sagte sie leiser, "nein, danke bestens! Es kann wohl sein, daß ich mich auch einmal verheirate, aber dann werde ich nicht so lange verlobt bleiben, und dann werde ich einen Mann haben, zu dem — alle aufsehen."

"Du bist so albern, Dora, wenn Du anfängst, in diesem Tone zu reden," sagte Marie Luise gereizt. "Näh' lieber fleißig und denke dabei an Deine Sommerreise, das ist viel gescheiter. Wieviel die Uhr wohl sein mag?"

"Halb sieben, also vor einer Stunde kommt er nicht, Liebste."

Dora riß einen langen, weißen Faden ab, den sie dann eilig einfädelte. —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Rauchbelästigung durch unsre Feuerungsanlagen.

Zu den unangenehmsten und meist auch störendsten Belästigungen gehört das Rauchen der Küchenherde und der Zimmeröfen. Die unerwünschte Rauchentwicklung unsrer Feuerungsanlagen macht sich nicht nur unangenehm für unsren Geruch und störend für die Heiz- und Kochprozesse bemerkbar, sondern sie wirkt auch direkt gesundheitschädlich. Da nun unter dem Rauchen der Feuerungsanlagen gelegentlich einmal fast alle Menschen leiden, so dürfte die Beantwortung der Frage nach den Ursachen dieser unerwünschten Erscheinung und nach den Mitteln und Wegen zur Beseitigung dieser Belästigung von allgemeinem Interesse sein.

Die Beantwortung der hier aufgeworfenen Frage hat ihre großen Schwierigkeiten darin, daß den Theoretikern der Feuerungs-

anlagen meist die erforderlichen praktischen Erfahrungen fehlen, während die Praktiker gewöhnlich nicht die notwendigen physikalischen Kenntnisse besitzen. Eine Ausnahme macht Professor Weidinger in Karlsruhe; er beschäftigt sich nicht nur seit langer Zeit mit den theoretischen Grundlagen der verschiedensten Feuerungskonstruktionen, sondern er hat über vierzig Dusen verschiedener Bauart durch persönliche Bedienung eingehenden Untersuchungen unterzogen. Da bei diesen Arbeiten alle möglichen Brennstoffe berücksichtigt worden sind, so verdienen die gemachten Erfahrungen weitgehende Beachtung und die aufgeworfene Frage des Rauchens häuslicher Feuerungen läßt sich nach Professor Weidinger wie folgt beantworten: Die Ursachen des Rauchens können an der Bitterung, an dem Bau des Schornsteins, am Ofen oder Herd und dem Rauchrohre liegen.

Wenn beim Feuermachen Rauch aus der Feuerung schlägt, so liegt der Grund meist in mangelhaftem Kaminzuge; man kann dieses sofort daran erkennen, daß man ein Licht in die Ofentüre usw. hält. Wird nun das Licht ins Zimmer geblasen, so ist Rückzug vorhanden; das Feuer kann naturgemäß nicht brennen, sondern wird die Qualmentwicklung ins Zimmer tragen. Wird das Licht in den Schornstein gezogen, so ist aufwärts gerichteter Zug da; die Ursache des Rauchens liegt dann an der Feuerungsanlage. Im ersten Fall kann man den richtigen Zug leicht herstellen, wenn man in dem kurzen in den Schornstein führenden Kanal ein Feuer mit Stroh oder mit kleinen Holzstückchen kurze Zeit unterhält. Der Rauch nimmt hierbei seinen Weg sofort durch Ofen oder Herd in den Schornstein, und man schließt dann den in diesen führenden Kanal. Die Erscheinung tritt nur bei Windstille und mildem Wetter ein, da dann die äußere Temperatur steigt und das Schornstein-Innere kälter ist, wobei vorauszusetzen ist, daß verhältnismäßig wenig geheizt wird, so daß sich die Kaminwände nicht stark erwärmen können. Bekanntlich tritt diese Erscheinung namentlich im Sommer bei Kochherden ein. Meist pflegt man dann der auf den Schornstein scheinenden Sonne die Schuld zu geben; immerhin kann die Rauchbelästigung auch eintreten, wenn die Sonne nicht scheint, vorausgesetzt, daß die Luft genügend warm ist. Entgegen vielfacher Annahme kann aber dem Nebel kein Einfluß auf den Schornsteinzug zugesprochen werden.

Um rasch und bequem den erforderlichen Zug schaffen zu können, empfiehlt es sich, über dem Herd einen durch die Mauer in den Schornstein horizontal führenden Kanal vorzusehen, der aus einem einfachen, mit Dedel verschließbaren Rohr von etwa 12 Centimeter Durchmesser bestehen kann. In diesem Rohr muß dann bei mangelhaftem Zuge das erwähnte Stroh- oder Holzfeuer entfacht werden.

Da man bei uns meist für alle Stodwerke einen gemeinsamen Schornstein baut, so ist der Zug in den oberen Stodwerken oft so schwach, daß sogar die Unterhaltung des Feuers in den oberen Gebäudeteilen unmöglich ist, wenn sich der Schornsteinschacht nach der Ausmündung verengt. In solchen Fällen ist es auch möglich, daß von einer unteren Feuerung Gase aus dem nicht geheizten Ofen eines oberen Stodwerkes austreten. In manchen Fällen ist daher eine gründliche Abhilfe nur durch einen Schornsteinumbau möglich. Besonders ist darauf zu achten, daß die Pusthür des Schornsteins unten sorgfältig geschlossen ist und daß auch die Thüren der Feuerungen in den unteren Stodwerken zugemacht sind. Raucht oder brennt ein Feuer in einem oberen Stodwerk schlecht, so kann Abhilfe dadurch geschaffen werden, daß in den unteren Etagen die Feuerungsthüren während des Heizens nur wenig geöffnet und beim Nichtheizens vollständig geschlossen sind.

Beim Neubau eines Hauses empfiehlt es sich, für jedes Stodwerk besondere Kamine vorzusehen und höchstens zwei über einander liegende Etagen mit einem Schornstein zu verbinden. Auf alle Fälle ist es zweckmäßig, den Räumen unter dem Dach eigne Schornsteine zu geben. Um ständig guten Zug zu haben, muß die Pusthür dauernd geschlossen sein.

Münden in einem Stodwerk mehrere Feuerungen in einen Schornstein, so müssen, wenn nur in einem Ofen gefeuert wird, die Döffnungen der andren geschlossen sein. Befindet sich im Keller eine Waschküche, deren Feuerung in einen allgemeinen Schornstein einmündet, so müssen bei Unterbrechung der Waschküchen-Verwendung die Feuerthüren sofort geschlossen werden. Die gleiche Verhaltungs-Vorschrift gilt für die Dusen der Badezimmer. Der gute Zug eines Schornsteines leidet sehr, wenn in der Waschküche im Keller die Pusthür des Schornsteins nach außen geöffnet wird, damit der Brausen abzieht. Abgesehen davon, daß auch der Abzug des Wasserdampfes durch diese Maßregel wenig gefördert wird, kommt der große Nachteil in Betracht, daß dadurch die Feuerung in den höherliegenden Stodwerken ganz unmöglich gemacht werden kann. Die Kaminpusthüren sollen also unter allen Umständen geschlossen gehalten werden.

Gehen mehrere Schornsteinschächte nebeneinander hoch, so dürfen sie nicht alle zusammen über Dach in ein weites Rohr münden, da sonst bei gewissen Witterungsverhältnissen leicht Rauchbelästigungen in den unteren Stodwerken mit nicht geheizten Dusen beobachtet werden können. Auch dürfen derartige Rauchrohre im Keller nicht zu einer einzigen Pusthür vereinigt werden, da dieses ungemein störend auf die Zugstärke wirken kann.

Die Windwirkung macht sich nicht selten bei Schornsteinen sehr unangenehm dadurch bemerkbar, daß der Rauch aus den Feuerungen in die Zimmer bald stohweise, bald dauernd austritt, so daß man unter Umständen das Feuer einstellen muß. In diesen Fällen liegt die Ursache der lästigen Erscheinung an der Ausmündung des

Ramins, die z. B. bei steilen Dächern über Dachfirst liegen muß. Ist die Schornsteinmündung neben einer hohen Wand gelegen, so muß der Raminischacht bis über den Giebel des Nachbarhauses erhöht werden, was durch Aufmauern oder durch Aufsetzen eines Blechrohres bewirkt werden kann. Hierbei wird nun leider nur zu oft der große Fehler gemacht, daß der Aufsatz geringeren Querschnitt besitzt als der eigentliche Schacht. Soll nicht ein Rückdruck entstehen, der bei mehrstöckigen Häusern namentlich in den oberen Etagen den Zug verschlechtert und selbst zu Rauchaustritten Veranlassung geben kann, dann muß der Aufsatz der lichten Größe des Schornsteins entsprechen. Ist die Rohrverlängerung in dieser Weise richtig ausgeführt und wird dennoch stoßweiser Rauchaustritt beobachtet, dann muß das Rohr ein Loch haben, durch das der Wind in das Innere gelangt und hier von oben nach unten strömt.

Wird die Schornsteinöffnung vom Winde nicht horizontal, sondern schief getroffen, dann muß die Ausmündung überdeckt werden, wozu eine ebene oder nach der Mitte zu schwach gewölbte Blechplatte genügt, die den doppelten Durchmesser der Öffnung hat und etwa 10 Centimeter hoch über der Ausmündung befestigt ist. Teuere künstliche Aufsätze sind nicht erforderlich; die vielfach so beliebten drehbaren Hüte werden von Professor Weidinger direkt verworfen, da z. B. Ostwind meist zu schwach ist, um den Drehhut in die richtige Stellung zu bringen; dann ist das Rauchen der Feuerungsanlage die unvermeidliche Folge.

Bei den Kochherden sehen sich Ruß und Asche oft so stark ab, daß durch die Verengerung der Kanäle nicht nur die Wärme-Abgabe eine geringe ist, sondern daß auch die Verbrennung schwach wird und sich durch Rauchaustritt bemerkbar macht. Dann muß die Feuerungsanlage gründlich gereinigt werden, was unter Umständen monatlich zweimal erforderlich ist. Bei der Inbetriebnahme eines Kochherdes wird der Schornstein durch ein schwaches Holzfeuer erwärmt; zu diesem Zweck kann es erforderlich sein, daß man im Keller im Innern des Ramins zunächst ein Feuer entfacht und die Pughür dann bis auf 1 Centimeter schließt. Wird nunmehr das Feuer im Herde entzündet, dann entweichen die Verbrennungsgase sofort in den Schornstein, und man schließt jetzt die Pughür völlig. Ist es aber nicht möglich, zu der unteren Pughür zu gelangen, so bleibt nichts weiter übrig, als von der Feuerthür des tiefsten zugänglichen Stockes die Erwärmung des Ramins zu bewerkstelligen.

Auch bei den Stubenöfen hängt der gute Zug von der erforderlichen Reinigung von Ruß und Asche ab. Strömt aus undichten Stellen Rauch aus, so muß der Ofen unbedingt gereinigt werden. Bei Öfen mit Anthracitheizung werden Dämpfe von Salzen entwickelt, die sich im Rohre niederschlagen und dieses ganz verstopfen können; der Niederschlag, der auch zerstörend auf das Rohblech wirkt, muß daher beseitigt werden. Hierzu entfacht man ein starkes Holzfeuer, welches in das Rohr sofort hineinschlägt; durch die Hitze verdampt der Niederschlag und die Dämpfe werden in den Schornstein über das Dach geführt. Da sich die Salze einem weißen Nebel auflösen, so kann man die Beendigung des Reinigungsprozesses leicht daran erkennen, daß der abziehende Rauch wieder sein normales Aussehen hat. Wird eine derartige Reinigung regelmäßig am Ende der Heizperiode im Frühjahr vorgenommen, so wird damit auch dem Rosten des Rohres genügend vorgebeugt, das sonst nicht selten schon in wenigen Jahren zerstört sein kann.

Bei gewöhnlichen, für periodische Schürung eingerichteten Öfen (z. B. Kachelöfen für Stein- oder Braunkohlen-Feuerung) sollte das Nachfüllen von Brennstoff zur Vermeidung von Rauchaustritt rasch erfolgen; es empfiehlt sich auch, während der Öffnung der Feuerthür die tiefere Aschentür, in welche die Verbrennungsluft einströmt, zu schließen. Durch Offenhalten der Feuerthür wird das Feuer geschwächt; bei Kachelöfen wird dadurch auch viel Wärme unverbraucht in den Schornstein geschickt.

Ein weiterer Grund des Rauchens kann unvollkommene Dichtung des Ofens, des Rauchrohres und seiner Einführung in den Schornstein sein, weshalb die Fugen gelegentlich nachgesehen und ausgeschmiert werden sollten.

Die Klappen im Rauchrohr, welche durch Schließung die Wärme im Innern des Ofens zurückhalten sollen, haben sich oft als gesundheitsgefährlich erwiesen und sollten daher streng verboten werden, wie dieses in vorbildlicher Weise z. B. in Berlin geschehen ist. Bei geschlossener Klappe brennt nämlich das Feuer meist noch schwach weiter; die sich entwickelnden giftigen Gase entweichen aus undichten Stellen des Ofens in das Zimmer und führen dann Ertränkungen oder direkte Rauchvergiftungen der Einwohner herbei. —

F. W. G r e m p e.

## Kleines feuilleton.

xo. Das erste Handbuch des Spiritismus. Daß der spiritistische Unfug nicht von heute und nicht von gestern ist, weiß jeder, der aus Goethes Werken die Gestalten des „Groszophtha“ Cagliostro und des Doktor Faust, der beiden berühmtesten Geisterbeschwörer der Neuzeit, kennt. Und wer sich gern an der Bibel erbauet, der kennt schon Beispiele aus dem grauen Altertum, z. B. jene Heze von Endor, die für König Saul den Geist des verstorbenen Propheten Samuel beschwört. Zu diesem Histrorien aus dem alten Testament treten dann zahlreiche Stellen im neuen, die zeigen, was alles ehemals dem Balten böser Geister zugeschrieben worden ist: die Irrsinnigen galten zur Zeit Christi in

Palästina für „Befessen“, von Dämonen oder bösen Geistern besessen, die durch Beschwörungen ausgetrieben werden könnten. Einem noch naiveren Spiritismus haben die Athener im letzten Drittel des fünfsten Jahrhunderts v. Chr., also auf der Höhe griechischer Bildung, zeitweilig gehuldigt. Dazumal war die Fertigkeit des Bauchredens etwas ganz Neues, von dessen natürlicher Erklärung nur ein paar Eingeweihte wußten. Das machten sich die ersten griechischen Bauchredner, an ihrer Spitze als berühmtes Vorbild und Namensgeber der ganzen Kunst ein Mann Namens Eurhles, zu Nutzen, um ihre Kunst durch Spekulation auf die Leichtgläubigkeit und Wundersucht einträglich zu machen, als sie es, mit mächtigen Augen betrachtet, als bloße Kuriosität hätte sein können. Diese verschämigten „Eurhlliden“ behaupteten also frischweg, daß ein Dämon in ihnen wohne, der aus ihnen weis sage. Die Menge lief ihnen nach und ließ sich rufen, bis man den Bauchrednern hinter das Geheimnis kam; dann versiel freilich ihre Wahrsagerie dem allgemeinen Spotte, wozon in den „Wespen“ des Aristophanes noch ein Nachklang auf uns gekommen ist, und die Athener lachten über ihren eignen Hereinsfall. Auf raffiniertere Methoden des spiritistischen Schwindels ist deshalb die klassische Welt seitdem doch wieder hereingefallen. Man kamte in den späteren Zeiten des Altertums den faulen Zauber der Geisterseherei schon ganz in seiner heutigen Ausstaffierung mit Medien, aus denen die Geister reden.

Einen höchst merkwürdigen Einblick in dieses Gebiet erlaubt eine antike Handschrift, die als das erste Handbuch des Spiritismus bezeichnet werden darf: sie enthält nämlich lauter Originalanweisungen zur Geisterbeschwörung und ist das einzige der Art, was aus so früher Zeit — den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung — auf uns gekommen ist. Das Wort Buch muß dabei allerdings im antiken Sinne verstanden werden: es ist eine drei Meter lange Papyrusrolle, die auf ägyptischem Boden gefunden und in ägyptischer Sprache, aber mit zahlreichen griechischen Beisätzen abgefaßt ist. Heinrich Brugsch hat den interessanten Text übersezt. Er zeigt den Spiritismus auf voller Höhe. Das groteske Element fehlt freilich auch hier nicht. Hervorragend komischer Natur ist, daß dieselben Geister, bei denen man sich übernatürliche Wahrheit holen will, wieder für dumm genug gehalten werden, um sich in der kindlichsten Weise belügen zu lassen. Die Geister haben nämlich manchmal keine Lust, sich citieren zu lassen. Da muß der Geisterbeschwörer sich nun für ein ganz großes Tier aus dem ägyptischen Götterreich ausgeben, um dem widerpenstigen Dämon zu imponieren; man liest also z. B.: „Ich bin Horus, der Bruder der Göttin Isis, geboren von Isis, der herrliche Knabe, welchen Isis liebt, und welcher nach seinem Vater Osiris-Omrofer begehrt.“ Der dumme Teufel glaubt den Schwundel und steht sofort ehrfurchtsvoll zu Diensten. Um ihn soweit zu bringen, bedarf es noch einer komisch wirkenden Zutat: unsinniger Beschwörungsformeln, die öfters herunterzuleiern sind. Beispielsweise enthält ein Rezept die siebenmal zu wiederholende Beschwörungsformel: „Großer Gott, Sisoath-Achrempto, komme hier herein aus dem Pfluh jenes Feuers, du, der du auf dem Berge von Kabaon ruhst. Laktrat, der, welcher nicht stirbt, sondern in Ewigkeit hinlebt, tritt herein! Nahe dich, großer Voel-Arbeth bai nuthi, du großer Gott, nahe dich Voel-Zat, nahe dich Voel!“ Solche Sachen sind natürlich bloß interessant als Kuriosa, lehrreich dagegen sind die Vorschriften für die Behandlung des Mediums, das den Rapport mit der Geisterwelt herstellen soll. Dazu bedarf der Beschwörer eines „reinen, unschuldigen Kindes“. Der Akt fand gewöhnlich in einem einsam gelegenen Zimmer bei Lampenbeleuchtung, mitunter aber auch unter freiem Himmel im Sonnen- oder Mondschein statt. Folgendes ist der wesentliche Inhalt einer Anweisung für den ersteren Fall. Die mit frischem Del und neuem Docht bereichene Lampe ist in dem sorgfältig gereinigten Zimmer auf eine Kiste zu stellen. Vis-à-vis auf einer andern Kiste nimmt das Kind Platz. „Laß den Schlaf über sein Auge kommen und sprich über es das, was oben geschrieben steht zu sieben Malen.“ Das zu Sprechende ist eine lange Beschwörungsformel von ähnlichem Kaliber wie die obige. „Hast du es wieder erweckt, dann sage zu ihm: „Sahst du das Licht?“ Antwortet es: „Ich sah kein Licht vom Lampenschein“, so rufe sofort den Namen „Heze“ aus, zu sieben Malen, und befrage es nach allem, was du willst.“ Eine andre Anweisung enthält ziemlich dasselbe, abgesehen von Außerlichkeiten. Ein wesentlicher Unterschied aber ist, daß das Mittel angegeben wird, um den Schlaf über das Auge des als Medium dienenden Knaben kommen zu lassen: „Bringe ihn mit deiner Hand in Schlaf.“ Ein weiteres Rezept schreibt unter anderm vor, nachdem wieder von der Zauberlampe die Rede gewesen ist: „Stelle einen zweiten neuen Kasten als Sitz für dich auf und laß den Knaben zwischen deinen beiden Füßen stehen. Dann sage den oben niedergeschriebenen Spruch über den Knaben her, wobei dein Auge auf den Spiegel seines Auges gerichtet sei.“ Von dieser Gattung Vorschriften sei noch ein Beispiel citiert. Da kommt erst eine ellenlange Beschwörungsformel, und dann heißt es weiter: „Sobald du dies über das Kind gesprochen hast, laß es auf die Lampe schauen. Erlaube nicht, daß es nach einem andren Gegenstand des Hauses, außer der Lampe allein, schaue. Sollte es nicht danach schauen, sondern sich umdrehen, so thue alles, was folgt. Wenn du besterht auf deiner Befragung, so lehre das Kind nach dir um, bringe es in Schlaf und sage über es den andren unten folgenden Spruch her, nämlich, während die Götter ankommen und das Kind

sich umwendet, indem es sie schaut: Archetemphe-Zeu-Hese-Satrapernet." Ganz besonders instruktiv aber ist noch eine Anweisung von der anderen Art, nämlich Geisterbeschwören bei hellem Tageslicht. Nachdem du einen reinen Knaben herbeigeht hast, lege ihm einen beschriebenen Talisman an, stelle ihn der Sonne gegenüber und laß ihn seinen Platz auf einem neuen Kasten einnehmen in der Stunde, in welcher die Sonne aufgeht. Sobald ihre volle Scheibe emporgestiegen ist, so laß einen Leinwandack auf seinen Rücken legen. Bringe ihn in Schlaf und stelle dich mit deinen Füßen auf seinen Rücken. Indem du den Spruch über ihn thußt, streiche über seinen Kopf hin und her und zwar mit dem Sonnensinger deiner rechten Hand. . . . Hier und an den andren durch den Druck hervor-gehobenen Stellen kommt nur deutlich zum Vorschein, worin das ganze Geheimnis dieses antiken Spiritismus bestanden hat. Der „Geist“, der aus dem Knaben spricht, das ist „im Grund des Herren eigener Geist“. Der Geisterbeschwörer hypnotisiert das Medium und holt dann aus ihm heraus, was er will. Die Texte des spiritistischen Papyrus lassen mit größter Deutlichkeit erkennen, daß den antiken Geistersehern, die sich seiner bedient haben, das ganze Verfahren des Hypnotismus sehr wohlbelannt war, daß also der Hypnotismus, den man lange für etwas ganz Modernes gehalten hat, schon auf ein stattliches Alter zurückblicken kann. —

**Theater.**

Schiller-Theater. „San Marcos Tochter“. Ein romantisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Arthur Fitger. — Der Sinn für Bühnenwirkung, den Fitgers erstes Stück „Die Heze“ zeigt, ist unverkennbar auch in seinem neuen Werke. In eindrucksvollen Bildern, reich an Stimmungen und Kontrasten, rollt sich die Handlung, die Zuschauer in Spannung haltend, auf. Und doch wird diesem „romantischen Trauerspiel“ kaum ein längeres Leben als den meisten Märchendramen, die die letzten Jahre brachten, beschieden sein. Das Feuer schwingend leidenschaftlicher Rede fladert nur, es wärmt nicht. Die Menschen bleiben uns fremd und die Spannung wächst nicht aus einem einheitlich geschlossenen Schicksal, nicht aus der inneren in den Charakteren wurzelnden Notwendigkeit hervor. Unorganisch äußerlich sind die Teile zu einem Ganzen zusammengefügt.

Der zweite Akt, der unvergleichlich beste des Dramas, freilich weckte große Hoffnungen. Es ist gedrängte Kraft, ein Hauch von echter Tragik in diesen Szenen. In den Kaiserpalast von Byzanz kehrt der zum Dogen von Venedig entfandte Unterhändler mit der frohen Botschaft zurück, daß die kriegerigewaltige Republik in das Bündnis wider die anbringenden Türken eingewilligt und daß zum Unterspand des Bundes der Doge seine Tochter dem jungen Kaiser Osiroos vermählen will. Aber die Botschaft trifft einen jäh Zerrütteten. Die Zwillingsöhne der Kaiserin-Witwe sind auf einem Feldzuge von furchtbarer Aussatzkrankheit befallen. Die Kunst des Arztes hat nur Maximinus zu voller Gesundheit hergestellt. Maximus aber, der Bekrönte, ist erblindet auf einem Auge, sein Gesicht von schrecklichen Narben entstellt. Sein Herrscherville brach unter dem Glend. Er möchte sich verkröchen vor dem Blick der Menschen, und mit schauernder Empörung weist er den Gedanken, so gezeichnet der jungen Venezianerin als Freier gegenüberzutreten, von sich ab. Mag sein Bruder, der starke, dem er selbst vor seiner Krankheit einst zum Verwechseln gleich, mit Kaiserwürden angethan, die Fremde zur Gemahlin nehmen, wenn das Staatswohl solchen Bund verlangt! Und er drückt ihm den goldenen Reifen auf die Stirne.

Mancherlei fruchtbare Keime enthält die eigenartige Situation; und es scheint erst als wolle das Drama sie entwickeln. In dem Entschagnen, wie er die holde Dogentochter an des Bruders Seite sieht, erwacht die Liebessehnsucht; wilde Leidenschaften, Groll und Neid gegen den Glücklichen, an den er alles dahin gab, stürmen auf ihn ein und Lavinias Herz wird von tiefem Mitleid für den Armen ergriffen. Aber rasch reißt die angespannenen Fäden wieder ab. Mit einer kühnen Verachtung aller Psychologie, die ihres gleichen sucht, wird auf den Stamm ein auf völlig andern Boden gewachsenes Reis nun künstlich aufgesproßt. Die glänzende, im ersten Akt so wehlustige Venezianerin, die Braut des neuen Kaisers, die den Kranken Mann zum ersten Mal sieht, soll plötzlich wie das schwärmerische Bauernkind in der Legende des armen Heinrich empfinden. Eine Anne wird vom Dichter herbeicitert, um zu erzählen, daß das Blut einer reinen Jungfrau jedwede Krankheit dieser Art heilen könne. Sofort ist auch Lavinia von der Wichtigkeit des Mittels, sowie davon, daß sie ihr Leben hinzugeben habe, überzeugt. Und für den Fall, daß diese Motivierung nicht genügt, läßt der Dichter die Heldin noch in dem Virgil, dem Dante und in der Bibel blättern und lauter Stellen finden, die von der Zauberwelt vergossenen Blutes reden. Versäpelt eilt sie zu dem kaiserlichen Arzt, gesteht ihm, was man vorher wirklich nicht wissen konnte, daß sie Maximus liebt und bietet ihren Leib dem Messer. Der Kranke aber, als Zeuge herbeigerufen, fällt wie der arme Heinrich im letzten Augenblick dem Arzte in den Arm, um die grauenhafte That zu hindern. Doch kein Wunder, wie in der Legende, greift hilfreich ein. Der Sieche erkennt in der Entschleierten mit selbtem Glückgefühl Lavinia, aber als draußen die Morgenröte golden aufsteigt, erlischt das letzte schwache Licht des Auges. Ergreifend in der lyrischen Gewalt der Sprache ist die Klage des Erblindeten. Lavinia, nur frei ihr Leben

hinzugeben, nicht es nach ihrem Willen zu gestalten, kehrt zu dem kaiserlichen Herrn zurück. Die Mutter soll sie ihm behüten, während er im Felde draußen mit den Feinden kämpft. Maximus aber erlöst sich von den Qualen durch ein rettendes Gift. Allerhand Gedanken, auch die der Schicksalstragödie — die Kaiserin-Mutter spricht wie die Isabella in Schillers „Braut von Messina“ — klingen in der Tragödie an, aber sie fassen sich ebenso wenig wie die widerstrehenden Elemente der Handlung zu einer Einheit zusammen. Die Schönheit des Einzelnen geht unter in der zerstreuten Verwirrung des Gesamteindrucks.

Das Stück fand warmen Beifall, immer wieder wurde der Dichter gerufen. Die Aufführung war sorgsam vorbereitet. Elise Wafa brachte das Liebenswertig-Ammutige in dem Wesen der Dogentochter glücklich heraus. Uns an den Opferwillen des Mädchens glauben zu machen, gelang ihr freilich nicht. Sie hätte sonst mehr geben müssen, als das Stück enthält. Würdig und stolz sprach Gertrud Arnold die Rolle der Kaiserin. Das beste bot Herr Erich Ziegler, der den Ton des stillen Duldens, wie der sich aufbäumenden Leidenschaft mit gleicher Sicherheit traf, in der Figur des Maximus. —

**Aus dem Pflanzenleben.**

— Eine neue Kartoffel. Der Direktor des Kolonialinstitutes von Marseille, Professor Eduard Hefel, macht Mitteilungen über gelungene Anbauversuche mit der *Sumpfland-Kartoffel* von Uruguay (*Solanum Commersoni*), welche den Vorteil bietet, auf für die gewöhnliche Kartoffel nicht benutzbarem Boden zu gedeihen. Sie weist die ferneren Vorzüge auf, von den Frühjahrsfrösten nicht zu leiden und auf demselben Landstück fortgesetzte Ernten zu liefern, ohne daß man sie neu zu pflanzen brauchte. Die nach der Ernte in der Erde verbleibenden Wurzeln ergeben die Neubeepflanzung, und die Kultur wird dadurch sehr vereinfacht. Es genügt Umaderung und Düngung des Bodens im Frühjahr. Aber ein weiterer Vorteil besteht darin, daß das Kraut der Pflanze bis zum Herbst fortwächst und als Grünfutter verbraucht werden kann, ohne daß die Erzeugung der Knollen darunter litte. Vorläufig aber bildet eine leichte Bitterkeit der Knollen noch ein Hindernis für ihre Verwendung als Nahrung. Es scheint indessen, daß diese Bitterkeit sich unter dem Einflusse der Kultur, die in Frankreich bereits seit einigen Jahren besteht, fortlaufend vermindert. Schon jetzt fressen sie einige Haustiere (Hunde, Katzen, Lapins, Geflügel) sehr gern, und man hofft, daß sie in einigen Jahren auch für den Menschen eine angenehme Nahrung bilden werden. Als besondere Vorteile werden geringe Neigung zur Fäulnis, Freibleiben von der Kartoffelkrankheit und Verschontbleiben vom Rattenfraß hervorgehoben. Eine für die Landwirtschaft zwar nicht besonders in Betracht kommende, aber sonst angenehme Eigenschaft besteht noch darin, daß die vom Juni bis September erscheinenden Blüten einen dem des Jasmin ähnlichen Duft ausstrahlen. —

(„Prometheus“.)

**Notizen.**

— Die Wiener Wochenchrift „Das Wissen für Alle“ wird fortan durch die Vereinigung östreichischer Hochschul-Dozenten herausgegeben. Redakteur ist Dr. Anton Lampa, Dozent an der Wiener Universität. —

— Maeterlinks neues Bühnenstück „Das Wunder des heiligen Antonius“ ist bei der Premiere in Frankfurt am Main glatt durchgefallen. —

— „Die Irrfahrten des Odysseus“, eine burleske Operette in drei Akten von R. Felden und B. Pvoosky, Musik von Gustav Drechsel, ist vom Central-Theater zur Ausführung angenommen worden. —

— Die dreitägige Oper „Die Meereshraut“ von Jan Bloa wird am 20. Oktober im Frankfurter Opernhause die Erstaufführung erleben. —

o. Gabriele d'Annunzios Garderobe. Die „Westminster Gazette“ giebt davon folgendes Verzeichnis wieder: 72 Hemden; Strümpfe jeder Art — 12 Dugend; Hüte, Gesellschaftsanzüge, Smoking, Joppen — unzählige; Strahlenhandschuhe — 48 Paar; Gesellschaftshandschuhe — 24 Paar; 8 Regenschirme von violetter Farbe; 10 grüne Sonnenschirme; 20 Dugend Taschentücher; 150 glänzende und bunte Strawatten; 10 Westen; 14 Paar Promenadenschuhe und 2 Paar „sanfte, geräuschlose und zitternde“ Pantoffel. —

— Einen köstlichen Bericht veröffentlicht das „Hamburger Volksblatt“ über das landwirtschaftliche Gaufest der Bezirke Pfullendorf, Stodach und Sietten. In der Einleitung heißt es: Pfullendorf, 11. Oktober. Gestern wurde unsre Gau-Ausstellung eröffnet, an welcher sich Herr Landeskommissar Jehr v. Bodman und Herr Geheimrat Finanzrat Reichs- und Landtags-Abgeordneter Hug beteiligt. Allüberallher kamen die Scharen zusammengeströmt. In großer Anzahl waren Menschen und Vieh aus dem ganzen Bezirke vertreten. Pferde, Ochsen, Kühe, Rinder, Schweine, Ziegen bildeten gestern den Hauptanziehungspunkt. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 18. Oktober.